Nr. 297. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Sonnabend, 13. Juni 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

„Mangel an sittlicher Reife."

Noch ist die Tragödie des Gymnasiasten Matheus in frischer Erinnerung, und schon wieder soll ein Jüngling, der das Leben hinwarf, als wär' es selbst im Sonnenkleide der Jugendzeit kein jeden Kummer übertönender Lockruf mehr, hinausgetragen werden zur Stätte der Toten. Und schon wieder ist's die Schule, an der die Jugend starb. Schon wieder heißt es: Der Jüngling kam nicht darüber hinweg, was ihm der Lehrer angetan . . .

Und was war der Anlaß? Natürlich eine Bagatelle, selbst vom Standpunkt „strengster" Pädagogik kaum dazu angetan, länger als fünf Minuten erörtert zu werden. Ein hilfsbereiter Freund und Klassenkamerad hat einem anderen, einem schwächeren Schüler, seine mathematische Hausarbeit für einige Stunden zur Kenntnisnahme überlassen. Wer kennt das nicht aus seiner Schulzeit? Wer erinnerte sich nicht mit Freuden daran? So wird man ja doch nur wieder im Alter, so selbstlos erst wieder, wenn der harte Lebenskampf hinter einem liegt und der innerlich gesund Gebliebene seine letzte Jugend erlebt. Und wie schön diese Hilfsbereitschaft unter Schulkameraden ist! Wieviel schöner als alles altkluge moralische Getue! „Mensch, ich weiß nicht, was ich machen soll. Den ganzen Nachmittag sitz ich schon, aber ich bekomme die Exempel nicht heraus." — „Hier hast du meine Lösungen . . und nun komm hinaus, draußen scheint die Sonne . ."

Und der Lehrer, wenn er dahinter kommt? — laisser aller? Augenzudrücken? Jenseits von Gut und Böse? — Nein. Ein philosophischer Standpunkt für Auserwählte wär' das, aber für die Schulstube ein Unfug. Also der Lehrer wird ehrlich sein und sich nicht anstellen, als ob er blind ist. Aber wie wird er's machen? Nun, zuerst wird er an seine eigene Jugend denken. „Ganz wie ich, als ich Junge war . . ." Wenn er zum Lehrer geboren, kein dilettierender Pauker, sondern ein Pädagoge ist, dann geht er bei Beurteilung von Jugendstreichen von seiner eigenen Jugend aus. Und tut er dies, so freut er sich, daß nicht edles Strebertum hier die Hilfe versagte. Er behält natürlich die Freude für sich. Aber die Freude stimmt ihn milde, denn er hat als Jugendbildner junge Augen im Kopf und sieht, daß liebe, harmlose Jugend vor ihm sitzt. „Ich mußte die Arbeit, da sie abgeschrieben ist, als ungenügend bezeichnen . . und der, welcher seine Arbeit zum Abschreiben gab, sieht wohl damit ein, daß er seinem Kameraden mehr geholfen hätte, wenn er die Aufgaben nur erklärte, die Ausarbeitung ihm aber selbst überließe." — Dies mit ein klein wenig überzeugender Freundschaft und Eindringlichkeit gesagt, und es wäre sicher nicht ohne Wirkung gewesen.

Statt dessen? — Da es ein junges Leben gekostet, schweige der Spott, der ob dieser absolutes pädagogischen Unfähigkeit am Platze wäre. Aber hier zeigt sich beim simpelsten Vorkommnis eine Verkennung der Größenverhältnisse, die an wahres Schildbürgertum grenzt. Eine mathematische Hausarbeit war ausgeliehen. Wichtigkeit! Hochbedeutsamer Kriminalfall! Diebe und Mörder! Hochnotpeinliche Untersuchung. Die Schulstube wird zum Tribunal. Der Herr Mathematiklehrer ist tief pschologisch, fungiert als besserer Staatsanwalt und sagt dem Jüngling vor der ganzen Klasse: „Der Hehler ist sogut wie der Stehler."

Aber damit nicht genug. Die Sache zieht ihre Kreise. Ein so „schwerer" Fall muß vor die höhere Instanz, und der Herr Direktor wird bemüht. Und bei diesem endlich Verständnis? Nein. Jetzt wird die Episode erst recht aufgebauscht. „Dieser Mangel an sittlicher Reife ist bei einem Abiturienten nicht ohne Einfluß auf die Reifeprüfung. Dies zur gefälligen Kenntnisnahme." Man fragt sich vergeblich, weshalb der Herr Direktor dies noch acht Tage nach dem peinlichen Verhör in der Klasse, als alle schon die Sache begraben glaubten, an den Vater schrieb. Aber man kann sich denken, wie dies auf einen Jüngling wirkte, der ein anerkannt tüchtiger Schüler war und seinen Ehrgeiz hatte.

Der besorgte Vater begibt sich zum Direktor. Hier wird er mit der den „Umständen angemessenen" Unhöflichkeit behandelt. Der Vater ist zu jedem Opfer bereit. Wenn die unerlaubte Hilfe, die der Junge dem Kameraden lieh, so schwer wiegt, soll der Sohn lieber ein halbes Jahr zurücktreten. „Wenn Sie das tun, entlasse ich Ihren Sohn." Man glaubt, die Richtigkeit der bisher veröffentlichten Darstellung vorausgesetzt, einen Pascha, nicht einen Direktor zu hören, der der Freund seiner Schüler sein soll.

Und der allerletzte Anlaß? Es kommt zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Schüler, dessen Erregung nun nach all dem Hin und Her wahrhaftig verständlich genug ist, und dem Direktor, dessen Erregung von Anfang an ganz unverständlich war. „Esel!" Der Herr Direktor hat es gesagt. Der Herr Direktor konstatierte, daß das Ausleihen der Arbeit einen solchen „Mangel an sittlicher Reife" darstelle, daß gleich das Abiturientenexamen gefährdet sei, und der Herr Direktor ist so „reif", einen achtzehnjährigen Jüngling vor versammelter Klasse einen Esel zu nennen.

Aber um dieser liebloßen Behandlung willen gleich in den Tod? Das ist übertrieben. Das ist zu viel. Wo ist die Leichtigkeit der Jugend? Wo ihr gesunder Frohsinn, der alle Tränen trocknet? Wo das Vollgefühl kommender Kraft, das an der Schwelle der Menschwerdung selbst ein verlorenes Semester nicht zählt, dem das Leben noch wie eine Unendlichkeit dünkt? Täuschen wir uns nicht. Der falsche, übertriebene, hohle, allzu äußerliche Ehrbegriff ist's, den wir schon bei unseren Jungen großpäppeln, und der auch hier wieder eine Schulkomödie zur Lebenstragödie machte. „Die äußere Ehre ist gekränkt." Wie eine erbliche Belastung ist's. Das liegt im Blut. In der Luft des Klassenstaates, in dem Beispiel der durch jede Wortkränkung „beleidigten" Väter. Das lebt im Elternhaus, wie es in der Schule und in der Oeffentlichkeit lebt. Und das macht schon die Jugend hart und tötet den Humor, mit dem die Verständnislosigkeit der anderen getragen sein will.

Auch die Mollen, die Lehrer und Direktor tragierten, standen im Zeichen dieses Ehrbegriffes, der Kleinigkeiten in Ueberlebensgröße sieht und für das Menschliche blind ist. „Mangel an sittlicher Reife!" „Hehler!" Die Moral als äußerlichstes sittliches Pathos. Die Ehre als loser Mantel, den man dem anderen beim geringsten Fehltritt einfach vom Leibe reißt. Und dazu die Philiströstät, die hier zu Gerichte saß, die Jugendfremdheit, die mangelnde Milde. Es ist allenfalls zu verstehen, wie einer, der schon als Jüngling diesen falschen Ehrbegriff aufgefangt und ihn noch nicht in seiner Hohlheit zu bewerten gelernt hat, schließlich den Tod sucht, wo er lachen sollte. Aber es ist nicht zu verstehen, wie Menschen, die so wenig das Verzeihen und die Liebe kennen, sich danach drängen, Jugendbildner zu sein.

Jllo.

Revaler Eindrücke.

Bedenken der englischen Liberalen.

(Telegramm unseres Sonderkorrespondenten.)

L. **London**, 13. Juni.

Die Wochenschrift „Nation", die den Standpunkt der großen Mehrheit der liberalen Partei im Lande vertritt, bespricht die neueste Phase der englisch-französisch-russischen Beziehungen in einem sehr pessimistischen Leitartikel. Darin heißt es: „Man muß, um die Zukunft dieser dreifachen Entente beurteilen zu können, die Beweggründe erkennen, auf die ihre Entstehung zurückzuführen ist. Der Impuls kam in erster Linie von Frankreich, und die Berechnungen, die dem von Frankreich ausgehenden Drängen zugrunde lagen, beschränkten sich ganz auf die Sphäre der hohen Politik. Es war das Ideal Delcassés, alle Mächte Europas, speziell England, Frankreich und Rußland zu einem Bunde zur Isolierung Deutschlands zu vereinigen. Seine Schule herrscht noch im französischen Auswärtigen Amte. (? Die Red. des „B. Z.") Bei allen Annäherungen anderer Mächte an Rußland in der jüngsten Zeit ist Frankreich der Vermittler und Unterhändler gewesen."

„Nichts liegt dem Geiste Sir Edward Greys ferner," fährt der Artikel fort, „als irgendein Gedanke an eine aggressivere Politik gegenüber Deutschland, allein die Befürchtung jenes Krieges, den die „Temps" als „unvermeidlich" bezeichnet, scheint seine Strategie zu beherrschen. Er sieht eine Gefahr für den europäischen Frieden in den Bestrebungen Deutschlands, und gegen diese Gefahr errichtet er eine Schranke hinter der anderen, und nachdem er Versicherungen über Versicherungen abgegeben hat, hat er die Hoffnung auf eine Einschränkung der Rüstungen fahren lassen, weil er fürchten mußte, dadurch des eventuellen Vorteils bei der Zerstörung feindlichen Handels verlustig zu gehen. Er bereitet die öffentliche Meinung auf eine große Vermehrung der englischen Flotte im nächsten Jahre vor, die an sich schon ein Vorgang von höchst mißlicher Bedeutung für die Sache des Friedens und außerdem auch für den Bestand der liberalen Partei ist. Es scheint jetzt, als ob unsere Flotte nicht genügte, in nervöser Weise nach kontinentalen Verbündeten zu suchen. Er hat die bindende Versicherung abgegeben, daß in Reval kein Vertrag abgeschlossen wurde, aber es können doch mehr oder weniger Vereinbarungen vorhanden sein, die für bestimmte Begebnisse Vorsorge treffen. Wenige kompetente Stellen bezweifeln, daß bereits eine Art Militärkonvention zwischen Frankreich und England existiert. Wenn keinerlei Verhandlungen dieser Art beabsichtigt waren, so ist schwer zu erraten, warum sowohl Sir John Fisher als Sir John French den König nach Reval begleiteten, um dort mit den russischen Ministern zusammenzutreffen."

Schließlich sagt die „Nation": „Eine gefährlichere Politik als diese, eine furchtbare und auf dem Posten stehende Macht zu isolieren, kann kaum erdacht werden. Gerade durch solche Rüstungen gegen den sogenannten „unvermeidlichen" Krieg wird die Verwirklichung jener Befürchtungen befördert, die schon zu einer fixen Idee geworden sind."

In ähnlicher Weise äußerte sich mir gegenüber ein hervorragendes Mitglied der liberalen Partei. „Die Liberalen," sagte mein Gewährsmann, „sind sicher nicht gegen die Beförderung der Freundschaft zwischen den Nationen. Wir sind auch willens, auf freundlichem Fuß mit Rußland zu leben. Aber wir wollen nichts weiter. Namentlich glauben wir, daß ein förmliches Bündnis das

Theatersommer.

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Engel.

Aus dem Wochenspielplan der Berliner Bühnen:

„Die Bettelgräfin." — „Im Unterseeboot." — „Unter der Guillotine." — „Die Dollarprinzessin." — „Der Floh im Ohr." — „Raffke." — „Die blaue Maus." — „Die Frau Baronin." — „Der Selbstmörderklub."

Das sind neun Stücketitel, die ich herausgreife. Ich könnte hinzufügen, daß die nächste Woche noch zwei Stücke bringen wird: „Raffke im Hampton-Klub" und „Schöps", und daß im Lessing-Theater neben dreimal Ibsen viermal „Der Raub der Sabinerinnen" gespielt wird. Bedarf es noch mehr Beweise, daß es auf den Theatern Berlins jetzt sehr lustig, sehr geistreich und höchst gediegen zugeht? Und äußerst vobei außerdem: „Baronin", „Gräfin", „Prinzessin", das ist beinahe etwas zu viel Aristokratie für eine Stadt, die fünf Sozialdemokraten in den bisher schwer verriegelten preußischen Landtag schickt.

Aber vor allem geht's lustig zu in Berlins Kunststätten, die sämtlich, als sie eröffnet wurden, gelobt haben, dem Hohen, Edlen und Heiligen zu dienen. Sind es nicht die Direktoren selbst, die es für nötig halten, so unsagbar lustig zu sein, so sind es die Sommerdächer. Wir schwimmen in Lustigkeit. Wir können in Schelmerei und Witz baden und, da die Gratisbilletts nicht selten sind, können wir sogar Freibäder darin nehmen. Wie denn: „Das Leben ist so ernst, und das Theater soll ein Spiegelbild des Lebens sein"? Wer sagt denn das? Wer stellt denn so altfränkische Behauptungen auf? Das sind antiquierte Dinge, alt, furchtbar alt, vielleicht schon ein Vierteljahrhundert und noch älter, und sie klingen wie ein Märchen aus einer Zeit herüber, die an unserer deutschen Bühne herumgrämelte und sie bat, sich ein wenig mehr auf ihre großen Aufgaben zu besinnen. „Große Aufgaben!" — auch so ein hochfahrendes und aufgeblasenes Wort. Und wir glauben eben nicht mehr an Märchen, nicht an das vom Storch und an kein anderes. Wir sind freie Menschen, und wir sind für sexuelle Aufklärung. Wir wollen uns im Residenz- und Triannontheater sexuell aufklären lassen, und zu diesen Bühnen haben sich exkreulicherweise noch einige andere hinzugefunden. Sie glauben gar nicht, wie leicht sich da lernt. Man zieht sich den Smoking an, und einer soll kommen und sagen, daß man keine reine weiße Weste habe. Und nachher geht man noch wo anders hin. Denn wie der Student nach dem Kolleg noch ins Seminar geht, so kommt es auch hier auf die praktischen Uebungen an.

Aber das ist schon gar nicht mehr die Hauptsache, ist beinahe auch schon vieux jeu. Die Hauptsache ist vielmehr: Kinder, san mer lustig! „Nora?" Ja, ja. Von Ibsen, was? Ibsen, à la bonheur! Kolossal! Erstklassige Literaturgeschichte! Wissen Sie, ich hab' ihn selbst noch im Kaffeehause in München sitzen sehen. Aber dieser „Raub der Sabinerinnen"!! Was ich gelacht habe! Meine Frau stieß mich immer in die Seite: „Kurt, menagier' dich. Drüben sitzen Meiers. Die werden glauben, du siehst das Stück zum ersten Mal!" Und dann die Operetten! Operette sich, wer kann! Berlin ist eine einzige große Singspielhalle, ein Musikantendorf, ein riesiges Orchester, das bis auf die Gasse tönt, wo die Straßenkinder die Melodie aufnehmen. Die „Freischütz"-Epidemie zu Heinrich Heines Zeiten war nur ein winziges Vorspiel zu dieser musikalischen Masseninfluenza, die nun durch alle Stockwerke bis in den Hof dringt, wo der Portier mit den Hausmädchen zusammen den Teppich nach dem Takte des „Mannes mit den drei Frauen" klopft. Und ich glaube, selbst mancher bekümmerte Charitégefangene pfeift noch leise vor sich hin den schmelzenden Walzer: „Ich hab' einen Mann, einen eigenen Mann, den schnei — — digsten Ka — a — valier!"

Kinder, san mer lustig! Aber vergessen wir nicht: die Lustigkeit allein tut es auch nicht. Man will auch geschüttelt und gebeckt sein, man soll uns dramatisch bewegen. Es gibt da so Stücke von früher her, die das auch schon versuchten, und die mit großartigem Spreizen von sich sagten, daß sie wichtige Menschheits- und Menschenprobleme behandeln. Die Großväter und Großmütter konnten noch ganze Szenen auswendig daraus hersagen, und es gab in diesen Dramen Worte, an die sich in stürmischen Zeiten das Auge einer ganzen Generation wie an Leitsterne heftete. Das haben wir längst nicht mehr nötig. Es geht uns sehr gut, und selbst wenn wir Sorgen haben, sind wir noch immer Krösusse gegen die Alten in ihrer biedermeierischen Enge, die wir jetzt so zum Spaß nachahmen. Und um die Politik brauchen wir uns nicht zu kümmern. Wir haben gut bezahlte Minister, und Kirschner hält die Wacht am Tor.

Aber wir leben wild und hastig, und wenn wir ins Theater gehen, dann wollen wir etwas sehen, was noch hastiger und wilder ist. Nur den Rausch des Tages in einem stärkeren Abendrausch fortsetzen! Das scheint uns eine ganz selbstverständliche Steigerung, gegen die niemand etwas einwenden soll. Nur ja nicht einen künstlerischen Balsam mild auf die wunden Nerven streichen; das sähe ja wie Schwäche aus. O nein, flagellieren wir diese Nerven, prügeln, peitschen, zwicken wir sie, und wenn uns dann Schauer über den feuchtkalten Rücken laufen, dann stürzen wir in die Garderobe und sagen: „War doch ein sehr interessanter Abend!"

„Der Selbstmörderklub" — „Unter der Guillotine" — „Im Unterseeboot" — wird euch nicht gelb vor den Augen, so gelb, wie es die Umschlagseiten der Kolportagehefte sind, die durch die Küchentür geschoben werden? Geht nur hin und lernt das Gruseln. Da gibt es geheime Laster und geheime Türen, falsche Bärte und falsche Gefühle. Es wird geschossen, daß ihr wie ein Federball von eurem Sitze springt. An frischen Leichen ist kein Mangel, aber es gibt auch solche, die schon riechen, und wenn ihr Glück habt, werdet ihr ohnmächtig und werdet vom Theaterarzt gebührenfrei ins Leben und in die Kunst zurückgerufen. War doch ein sehr interessanter Abend.

Früher lief man in den Zirkus, und es war wie ein Hagelschlag auf entblößte Haut, wenn der Artist den Zwanzigmetersprung wagte, wenn eine Kavalkade ins hochaufspritzende Wasser sauste, wenn Miß Elvira zwischen Löwen und Tigern posierte. Aber es klingt feiner, wenn man sagt: „Heute geh' ich ins Theater!" Wer das sagt, ist sofort ein besserer Mensch, und er darf mit dem Hochmut echter Bildung alle die anderen betrachten, die des Abends gleich in die Kneipe gehen und nicht vorher den Künsten obfern. Im Theater hat er unter eleganterem Namen die nämlichen Erregungen. Seit Ferdinand Bonn das deutsche Variété künstlerisch exzogen hat, indem er als Detektiv durch den Kamin gekommen, werden in Berlin die Stücke gespielt, die einen [illegible] Bibliothek des Kriminalmuseums beanspruchen dürfen [illegible] besitzt noch kein Instrument, an dem er messen kann, [illegible] Phantasie durch äußere Eindrücke krankhaft [illegible] sich die Wirkung dieser Stücke, die [illegible] schauhäusern machen und dem Verbrech[illegible] Helden zuteilen, zahlenmäßig festst[illegible] daß nicht nur die kriminellen Neigung[illegible] gestachelt werden; ja, diese Gefahr ist [illegible] wie man glaubt, denn Furcht und Feig[illegible] Aber die leisere Gefahr, die das Et[illegible] Theaterbesuchers langsam versenkt, in [illegible] Stücken wie aus einer Eiterbeule herv[illegible] mindere. Ließe sich das alles in Zahlen[illegible] sich ein Schrei der Wut erheben, und di[illegible] ratend und helfend sich mit einer besser[illegible] schäftigen, die für Jugendgerichtshöfe, [illegible] Unterricht, für gute Lektüre, für alle [illegible] eintreten, würden blaß vor Schrecken [illegible] Stein bergen, und er rollt wieder in de[illegible] Tage ein reines Gewand, und der un[illegible] wieder auf.

Der Berliner Theaterbetrieb ist ein ganz [illegible] worden. Auch die Masks fällt ab, die uns einred[illegible]